

utb.

Charlotte A. Lerg

Die Amerikanische Revolution

2. Auflage



utb 3405



Eine Arbeitsgemeinschaft der Verlage

Brill | Schöningh – Fink · Paderborn

Brill | Vandenhoeck & Ruprecht · Göttingen – Böhlau Verlag · Wien · Köln

Verlag Barbara Budrich · Opladen · Toronto

facultas · Wien

Haupt Verlag · Bern

Verlag Julius Klinkhardt · Bad Heilbrunn

Mohr Siebeck · Tübingen

Narr Francke Attempto Verlag – expert verlag · Tübingen

Psychiatrie Verlag · Köln

Ernst Reinhardt Verlag · München

transcript Verlag · Bielefeld

Verlag Eugen Ulmer · Stuttgart

UVK Verlag · München

Waxmann · Münster · New York

wbv Publikation · Bielefeld

Wochenschau Verlag · Frankfurt am Main



PD Dr. Charlotte A. Lerg ist akademische Rätin für amerikanische Kulturgeschichte und transatlantische Studien an der LMU München.

Charlotte A. Lerg

Die Amerikanische Revolution

2., aktualisierte und ergänzte Auflage

Narr Francke Attempto Verlag · Tübingen

Umschlagabbildung: *Boston Tea Party* von W.D. Cooper. The History of North America. London: E. Newberry, 1789. Engraving. Plate opposite p. 58. Rare Book and Special Collections Division, Library of Congress.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

2., aktualisierte und ergänzte Auflage 2022
1. Auflage 2010

DOI: <https://doi.org/10.36198/9783838556291>

© 2022 · Narr Francke Attempto Verlag GmbH + Co. KG
Dischingerweg 5 · D-72070 Tübingen

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Alle Informationen in diesem Buch wurden mit großer Sorgfalt erstellt. Fehler können dennoch nicht völlig ausgeschlossen werden. Weder Verlag noch Autor:innen oder Herausgeber:innen übernehmen deshalb eine Gewährleistung für die Korrektheit des Inhaltes und haften nicht für fehlerhafte Angaben und deren Folgen. Diese Publikation enthält gegebenenfalls Links zu externen Inhalten Dritter, auf die weder Verlag noch Autor:innen oder Herausgeber:innen Einfluss haben. Für die Inhalte der verlinkten Seiten sind stets die jeweiligen Anbieter oder Betreibenden der Seiten verantwortlich.

Internet: www.narr.de
eMail: info@narr.de

Einbandgestaltung: Atelier Reichert, Stuttgart
CPI books GmbH, Leck

utb-Nr. 3405
ISBN 978-3-8252-5629-6 (Print)
ISBN 978-3-8385-5629-1 (ePDF)
ISBN 978-3-8463-5629-6 (ePub)



Die Autorin bedankt sich bei allen Kolleginnen und Kollegen, mit denen sie in den letzten Jahren die Thematik vertiefen konnte und über Neuentwicklungen in der Forschung zur Amerikanischen Revolution diskutieren durfte. Viele waren bereit, ihre Expertise zu teilen und durch konkrete Hinweise die Aufbereitung des Stoffes zu komplettieren und zu bereichern. Nicht zuletzt gilt auch den Studierenden Dank, die über die Jahre in zahlreichen Seminaren zu verschiedenen Aspekten der Amerikanischen Revolution immer wieder neue Fragen aufwarfen und so fruchtbare Denkanstöße gaben.

Inhalt

Einleitung	11
Welche Revolution?	11
Historiographie	12
Terminologien	22
Geschichte im Bild	24
1 Vor der Unabhängigkeit	29
1.1 Die koloniale Gesellschaft 1763	30
1.2 Die <i>Stamp Act</i> -Unruhen	34
1.3 Das Townshend-Programm	39
1.4 Radikalisierung und das <i>Boston „Massacre“</i>	43
1.5 Boston „ <i>Tea Party</i> “	49
Geschichte im Bild	52
2 Der Weg zur Unabhängigkeit	57
2.1 Zeitfaktor	58
2.2 Coercive Acts	58
2.3 Der Erste Kontinentalkongress	60
2.4 Kriegerische Auseinandersetzungen	64
EXKURS: Dichtung und Wahrheit: Die Schlacht bei Concord	67
2.5 Der Zweite Kontinentalkongress	71
2.6 Die Kontinentalarmee	74
2.7 Das diplomatische Verhältnis zu Großbritannien	76
2.8 Kanada	78
2.9 Das Flugblatt <i>Common Sense</i>	78
2.10 Unabhängigkeit	80
Geschichte im Bild	83
3 Der Unabhängigkeitskrieg	89
3.1 Militärische Voraussetzungen	92
3.2 Kampf um New York	98

3.3	Saratoga – der große Wendepunkt	100
3.4	Französische Hilfe	103
3.5	Der Krieg im Süden	106
3.6	Das Ende des Krieges	108
3.7.	Der andere Freiheitskampf: Sklaven und Freie Schwarze als Soldaten	111
	Geschichte im Bild	115
4	Nach der Unabhängigkeit	121
4.1	Die Konföderationsartikel	122
4.2	Die Nachkriegsgesellschaft	124
4.3	Die Verfassung	129
	EXKURS: Geschichte und Moral: Thomas Jefferson	134
4.4	Der Ratifikationsprozess	139
	Geschichte im Bild	142
5	Freiheit? – Gleichheit? – Unabhängigkeit?	147
5.1	Freiheit? Die Situation der Schwarzen in der Revolution	147
	EXKURS: Mahnung und Hoffnung. Der 4. Juli im Schatten der Sklaverei	154
	Geschichte im Bild	159
5.2	Gleichheit? Die Rolle der Frauen in der Revolution	164
5.3	Unabhängigkeit? Die Bedeutung der Revolution für die Indigene Bevölkerung	173
6	Politik und Popkultur – Die Amerikanische Revolution heute	183
	Rhetorik und Radikalität	184
	Culture Wars	187
	Look don't touch? Die Revolution im Museum	189
	Film ab! Die Revolution in Kino und Fernsehen	193
	Press play! Die Revolution in Digitalen Spielen	197
	Sing along! Die Revolution am Broadway	200
	Like and share! Die Amerikanische Revolution als Meme	202
	Geschichte im Bild	204
7	Ausgewählte Literatur	211
7.1	Deutschsprachige Werke zum Weiterlesen und Vertiefen	211

7.2	Enzyklopädische Handbücher in englischer Sprache	211
7.3	Standardwerke und neuere Forschung. Eine Auswahl	212
7.4	Onlineressourcen	216
8	Personen-, Orts- und Sachregister	219
	Abbildungsverzeichnis	227

Einleitung

Welche Revolution?

In Europa und speziell auch in Deutschland gilt bis heute die Französische Revolution von 1789 als epochenbegründend. Entsprechend wurde die Revolution, die zur Staatsgründung der USA führte, lange in eine andere Kategorie eingeordnet und primär durch das Prisma einer Unabhängigkeitsbewegung interpretiert. Erst in den letzten Jahrzehnten hat sich auch in der deutschsprachigen Historiographie der Begriff der Amerikanischen Revolution etabliert.

Der transatlantische Blick

Ende des 18. Jahrhunderts riefen die Ereignisse jenseits des Atlantiks eine große Faszination in Deutschland hervor. Zwar kannte man kaum genaue Details, ein Kampf für Freiheit und Unabhängigkeit aber konnte bei den von Romantik und Idealismus bewegten Deutschen nur Begeisterung entfachen. Mitte des 19. Jahrhunderts rückte die junge amerikanische Republik erneut ins deutsche Interesse. Inzwischen gab es bereits genauere wissenschaftliche Beschreibungen des Unabhängigkeitskriegs, aber der Blick in die amerikanische Geschichte war nun vorwiegend politisch motiviert. Als sich in den deutschen Staaten eine revolutionäre Dynamik abzuzeichnen begann, verwiesen die liberaleren unter den Konservativen gerne auf die Ereignisse von 1776. Für sie war es wichtig, einen Gegenpol zur Französischen Revolution von 1789 aufzuzeigen. Angesichts der Radikalisierung und der Revolutionskriege, schreckten sie vor jedem Vergleich mit dem Nachbarland zurück und suchten Alternativen. Es ist nicht zuletzt als Erbe dieser frühen Interpretation zu betrachten, dass sich im deutschen Sprachgebrauch die Terminologie von *Revolution* im Zusammenhang mit der amerikanischen Unabhängigkeit nur sehr zögerlich durchsetzte, und die Betonung lange auf dem Unabhängigkeitskrieg lag.

Mitte des 20. Jahrhunderts, als das Interesse der Deutschen an der Geschichte des neuen transatlantischen Partners erstarkte, war die Geschichtswissenschaft dort selbst gerade in einer Phase, als im Zuge des Kalten Kriegs eine bewusst gemäßigte Charakterisierung der eigenen Revolution dominierte. Die transatlantische Konvergenz dieser historischen Auslegung sowie ihre Auswirkungen bis in die Nachbardisziplinen der Geschichte, zeigt sich nicht zuletzt in Hannah Arendts 1963 im amerikanischen Exil verfassten Werk *On Revolution*.

**Staats-
gründung**

In den USA hat die Amerikanische Revolution eine gesellschaftliche Bedeutung, die weit über ein rein wissenschaftliches Interesse hinausgeht. Gründungsmythen sind zentraler Bestandteil nationaler Identität; für die Vereinigten Staaten bildet die Unabhängigkeit 1776 eindeutig dieses definitorische Moment. Unzählige Mythen und Legenden, die sich um Ereignisse, Persönlichkeiten, Orte und Relikte jener Zeit ranken, gehören zum alltäglichen Leben der Amerikaner und Amerikanerinnen – in der politischen Rhetorik ebenso wie in der vielfältigen Populärkultur. Als wichtiger Teil des öffentlichen Gedächtnisses prägen sie das Selbstverständnis des Landes bis heute. Mit dieser engen Bindung des Nationalbewusstseins an die historischen Ereignisse war jedoch von Anfang an ein ständiger Kampf um Deutungshoheit verbunden, der sich bis heute in immer neu gelagerten Debatten fortsetzt. Vor dem Hintergrund der vielfältigen Forschungsdebatten bietet dieser Band eine Einführung in die Ideen, Strukturen und Hintergründe der Ereignisse zwischen 1760 und 1790 und eine Erklärung des Zusammenhangs von Krieg und Revolution für die amerikanische Staatsgründung.

Historiographie**Mythisie-
rung**

Geschichten über die Revolution begannen unmittelbar nach der Staatsgründung zu zirkulieren. Die Geschichtsschreibung aber war um die Wende zum 19. Jahrhundert in ihrer akademischen Form noch nicht professionalisiert. Viele dieser ersten Darstellungen – wie etwa die George-Washington-Biographie des Pfarrers Mason Wheems – gaben sich zwar als historische akkurat aus, waren jedoch mehr Moralparabel als Vergangenheitsanalyse. Hier wurden die „Gründerväter“, wie sie später hießen, zu unfehlbaren Halbgöttern stilisiert. Einige von ihnen hatten dieser Entwicklung selbst Vorschub geleistet und schon zu Lebzeiten an ihren Legenden gearbeitet. Für wohl keinen gilt dies so sehr, wie für Benjamin Franklin, dessen Autobiographie bis heute zum amerikanischen Kanon gehört, nicht zuletzt als einer der Urtexte der *self-made-man*-Ideologie. Aus armen Verhältnissen als Sohn eines Bostoner Kerzenmachers hatte er sich, so das Narrativ, als Autodidakt zum Drucker und Unternehmer hochgearbeitet. Er gab mehrere Zeitungen heraus, experimentierte mit Elektrizität und publizierte zu einer Vielzahl von Themen: von Religion und Philosophie bis hin zu Ökonomie und Politik. Sein florierendes Geschäft ermöglichte ihm einen beachtlichen sozialen Aufstieg, und ab den 1740er Jahren wurde er in immer mehr öf-

fentliche Ämter gewählt. Als ältestem Mitglied der revolutionären Elite der 1770er Jahre wurde ihm eine gewisse Sonderrolle zugestanden, in der er sich auch zu inszenieren wusste. Er war der einzige der sogenannten *Founding Fathers*, der alle drei Eckdokumente der Revolution unterzeichnete: die Unabhängigkeitserklärung, den Friedensvertrag von Paris und die neue Verfassung der USA. So gelang es Franklin in seiner Autobiographie auch, sein Leben als Allegorie auf die junge Republik selbst zu präsentieren. Aber auch andere arbeiteten aktiv an ihrem eigenen Mythos. Von Männern wie John Adams oder George Washington weiß man heute, dass sie großen Wert darauf legten, welches Bild die Nachwelt von ihnen haben würde und entsprechend schon zu Lebzeiten gezielt Unterlagen sortierten und vernichteten.

Es gab aber durchaus schon kurz nach dem Ende der Revolution historische Darstellungen der Staatsgründung, die man, wenn man die damaligen historiographischen Praktiken berücksichtigt, als Vorreiter und Vorreiterinnen der heutigen Geschichtsschreibung zu diesem Thema ansehen kann. Sie waren oft von Augenzeugen und Augenzeuginnen der Ereignisse verfasst. Thomas Hutchinson, der britische Gouverneur der Kolonie Massachusetts Bay in den Jahren unmittelbar vor der Unabhängigkeit, hatte schon zwei Bände zur Geschichte der Kolonien geschrieben. Er war selbst in Amerika geboren und aufgewachsen. Noch zu Beginn der Steuerunruhen wiesen seine Reaktionen einen gewissen neu-engländischen Lokalpatriotismus auf. Letztlich erklärte er sich jedoch aus Überzeugung der Krone gegenüber loyal und ging 1773 nach London ins Exil. 1828 erschien sein letztes Buch *The History of the Province of Massachusetts Bay, from 1749–1774*, das er noch vor seinem Tod 1780 vollendet hatte. Trotz seiner kaum überraschenden pro-britischen Grundeinstellung, die klar von seinen eigenen Erlebnissen in den konfliktreichen Jahren vor dem endgültigen Bruch gefärbt war, bemühte er sich um eine möglichst ausgewogene Argumentation. In manchmal etwas sprödem Stil legte er dar, wie die Entscheidungen Londons zum Auslöser des Aufbegehrens wurden, auch wenn sie in seinen Augen weitgehend gerechtfertigt erschienen. Damit unterschied sich Hutchinson von anderen frühen Historikern aus dem loyalistischen Lager, wie etwa Joseph Galloway aus Pennsylvania, der versuchte, eine groß angelegte Verschwörung der Kolonisten nachzuweisen, die er bis zu den ersten Siedlern im 17. Jahrhundert zurückzuverfolgen suchte. Interessanterweise finden sich auch unter den frühen Geschichten aus pro-revolutionärer Feder solche, die stärker aus der eigenen Erfahrung und mit Blick auf die unmittelbaren Ereignisse der 1760er und 1770er Jahre argumentierten, sowie solche, die eine weitschweifigere Perspektive wählten und die Unabhängigkeit als logische

Frühe Anfänge

Folge des besonderen Charakters der Kolonien erklärten, der sich über die Jahrhunderte seit der ersten Besiedlung geformt habe.



Abb. 1: *Mercy Otis Warren* (ca. 1763) von John Singleton Copley (Museum of Fine Arts, Boston)

Mercy Otis Warren hatte schon während der Revolution mit spitzer Feder Theaterstücke und Gedichte gegen Großbritannien geschrieben. Elternhaus und Ehe ließen sie in den prominentesten Familien von Massachusetts verkehren. Zu Kolonialzeiten war ihr Vater John Otis Sr. der politischer Rivale Hutchinsons um den Posten als Gouverneur gewesen. In den Revolutionsjahren waren John und Abigail Adams regelmäßig Gäste bei den Warrens. Die *History of the Rise, Progress, and Termination of the American Revolution* basierte damit auf unmittelbaren Beobachtungen, und war deutlich von Otis Warrens Position in der Elite Neu-Englands geprägt. Gleichzeitig stach ihr Buch durch die reflektiert weibliche Perspektive hervor, was in jener Zeit als Besonderheit gelten muß. Sie unterstrich immer wieder, wie wichtig auch die Ereignisse jenseits von Schlachtfeld und Politik waren. Ihre Argumentation blieb jedoch stark an den konkreten Ereignissen ausgerichtet, bedacht darauf, gerade die Verdienste ihres Heimatstaats herauszustellen.

David Ramsay hingegen, der manchmal als Urvater der Revolutionsgeschichte aus amerikanischer Perspektive gehandelt wird, verfolgte ein zentralistisches Interesse und hob die Einheit und die Gemeinsamkeiten der Kolonien hervor. Er attestierte den Kolonisten (seine Akteure waren alle männlich) einen tiefverwurzelten Sinn für Freiheit und Unabhängigkeit, der sich in den Jahrhunderten seit der ersten Besiedlung entwickelt habe. Damit könnte Ramsays *History of the American Revolution* auch als eines der ersten Geschichtswerke gelten, das von einem Glauben an einen amerikanischen Exzeptionalismus getragen wurde, wie er zum Teil noch heute in der politischen Rhetorik und nationalen Geschichtsschreibung der USA aufscheint.

Für die folgende Generation von Historikern und Historikerinnen seien hier exemplarisch George Bancroft und Elizabeth Ellet genannt. In drei Bänden trug Ellet erstmals 120 Frauenprofile aus der Revolutionszeit zusammen, darunter auch Mercy Otis Warren. Ellet hatte bereits einige viel gelobte Gedichte, Theaterstücke und Übersetzungen publiziert, bevor sie sich der Geschichte zuwandte und ist heute vor allem für ihre Rolle in mehreren Skandalen der New Yorker Literaturszene um Edgar Allen Poe bekannt. Für ihrer Recherchen zu *The Women of the American Revolution* war Ellet in den 1840er Jahren durch die USA gereist, hatte private Materialsammlungen aufgetan, die in vielen Staaten entstehenden Historical Societies konsultiert, Nachkommen interviewt und Originalschauplätze besucht. Diese Art von selbst finanzierter Forschung war zwar weiterhin nur wohlhabenderen Autoren und Autorinnen vorbehalten, verwies aber bereits auf eine neue Form von quellengestützter Geschichtsschreibung. Ellet galt jedoch in den Augen ihrer

Zeit, nicht zuletzt weil sie eine Frau war, als Literatin und nicht als Historikerin. Anders fällt das gängige Urteil über George Bancroft aus. Er hatte von 1818 bis 1820 unter anderem in Berlin studiert, wohin er 1867 als US-Botschafter zurückkehren sollte. Seine mehrbändige *History of the United States* erschien erstmals 1834 und durchlief unzählige Überarbeitungen und Neuauflagen bis 1878. Die methodischen Prinzipien Bancrofts lassen die beginnende Professionalisierung einer wissenschaftlichen Geschichtsschreibung erkennen. So war er beispielsweise um eine systematische Quellenkritik bemüht und konnte, dank seines transatlantischen Netzwerks, eine umfangreiche und vielschichtige Quellenbasis konsultieren. Allerdings blieb Bancrofts Narrativ von einem unumwundenen Glauben an die Vorsehung und ihre Rolle im historischen Prozess geleitet. Er gilt damit auch als der prominenteste US-amerikanische Vertreter der sogenannten „Whig Interpretation“ von Geschichte. Diese vor allem im anglo-amerikanischen Raum verbreitete Auslegung des historischen Prozesses als natürliches und unaufhaltsames Fortschreiten der Freiheit führte einem meist protestantisch geprägten, klassischen Liberalismus das Wort. In den USA ließ es sich noch dazu hervorragend mit exceptionalistischen Tendenzen verknüpfen.

Wie schon Ramsay, setzte die Whig Interpretation auf Ideen und Ideale, wie etwa Freiheit, als treibende Kraft menschlichen Handelns. Genau gegen diese Deutung wandte sich ab der Jahrhundertwende die so genannte Progressivistische Schule US-amerikanischer Historiker und Historikerinnen. Diese Benennung verweist auf ihre Verortung in weitreichenden sozio-kulturelle Strömungen ab ca. 1890, die für die USA unter dem Begriff Progressivismus als historische Periode gefasst werden (*Age of Progressivism ca. 1890–1920*). Im Kontext tiefgreifender Veränderungen durch Industrialisierung und Urbanisierung begann sich die Dynamik in der Gesellschaft zu verschieben und soziale Herausforderungen erhielten mehr Aufmerksamkeit. Für die Geschichtswissenschaft bedeutete dies neue Fragestellungen. Carl Becker, einer der bekanntesten Vertreter dieser historischen Denkschule, brachte es einprägsam auf den Punkt. Es sei nicht ausschließlich um Unabhängigkeit von England („home-rule“) gegangen, sondern auch um demokratische Partizipation („who should rule at home“). Die neuen Untersuchungen wandten sich damit von den intellektuellen Elitendiskursen der Whig-Tradition ab und erklärten die Ereignisse zwischen 1760 und 1790 mit materialistischen Motiven und sozialen Spannungen. Beckers Lehrer und Mentor Charles Beard legte mit *An Economic Interpretation of the Constitution of the United States* das Standardwerk dieser progressivistischen Ge-

schichtsschreibung zur Revolution vor. Indem sie die politischen Entscheidungen der sogenannten „Gründerväter“ auf Privatinteressen und ökonomischen Prioritäten einer gesellschaftlichen, größtenteils sklavenhaltenden (!) Elite zurückführten, kratzten diese Publikationen auch erstmals in großem Stil an liebgewonnenen Mythen und Legenden.

Bezeichnenderweise ließ sich fast zeitgleich mit dem entzaubernden Trend in der Geschichtswissenschaft in der Öffentlichkeit eine neue Hochphase der Romantisierung von Revolution und Gründerelite beobachten. Die heute gängige Bezeichnung „Founding Fathers“ kam erst in dieser Zeit in Gebrauch, publik gemacht in der politischen Rhetorik des Republikaners Warren Harding, der später von 1921–1923 US-Präsident werden sollte. Ein nicht zu unterschätzender Faktor für den populären und zum Teil gar populistischen Auftrieb, den die öffentliche Erinnerung an 1776 erfuhr, lag in einem stärker staatlich orchestrierten Patriotismus, der sich letztlich ebenfalls aus progressivistischen Vorstellungen speiste: Angesichts der Einwanderungswellen aus Süd- und Osteuropa sowie Russland um die Jahrhundertwende, war die anglo-protestantische Elite darauf bedacht, im Sinne der Schmelztiegel-Metapher eine assimilierende Integration voranzutreiben. Zu diesem Zweck wurden Amerikanisierungsprogramme aufgelegt, die neben der englischen Sprache vor allem einen historisch und religiös unterfütterten Staatsbürgerpatriotismus forcieren sollten. Der Gründungsmythos und die ‚amerikanischen‘ Tugenden der Founding Fathers waren fester Bestandteil dieses Curriculums. Zusätzlich angeheizt wurde der Patriotismus im Zuge des Ersten Weltkriegs. Zunächst sah die Mehrheit der isolationistischen Bevölkerung eine Beteiligung an diesem in ihren Augen europäischen Konflikt skeptisch. Die Regierung unter Präsident Woodrow Wilson lancierte daher mit dem US-amerikanischen Eintritt in den Krieg 1917 eine groß angelegte Propagandakampagne im eigenen Land, die sich auch gern historischer Idole bediente.

Ebenfalls zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde die Revolution auch in der britischen Geschichtsschreibung Thema und nur noch sehr vereinzelt ließen sich dabei Traditionslinien zu den loyalistischen Interpretationen der frühen Jahre erkennen. Es ging eher um einen Perspektivwechsel. In *Structure of Politics at the Accession of George III* vollzog beispielsweise Lewis Namier den Verlust der amerikanischen Kolonien anhand der verschiedenen Krisen an der Spitze der britischen Regierung nach. Politisch flankiert von einer Annäherung zwischen Großbritannien und den USA ab der Jahrhundertwende, war man vor allem bemüht, die Ereignisse um 1776 in das größere Narrativ des britischen Kolonialreiches einzubetten. Der US-Amerikaner

Romantisierung von Revolution und Gründerelite

Imperial History

Lawrence H. Gipson hatte als einer der ersten Rhodes-Stipendiaten von dem prestigereichen Austauschprogramm profitiert, das 1902 in Oxford eingerichtet worden war, um die politischen und akademischen Eliten Großbritanniens und der USA näher zusammenzubringen. Seine insgesamt 15-bändige Vorgeschichte der Unabhängigkeit, *The British Empire Before the American Revolution*, macht ihn bis heute zu einem der einflussreichsten US-Vertreter der sogenannten „Imperialen Tradition“. Wenn auch noch klar verankert in einer triumphalistischen und rassistischen Meistererzählung vom angelsächsischen Fortschritt, erschien die Amerikanische Revolution hier erstmals in einem internationalen, fast globalen Kontext.

Nach dem Zweiten Weltkrieg war die Geschichtsschreibung nicht länger allein von der US-britischen Annäherung gekennzeichnet, sondern von der größer angelegten ideologischen Blockbildung des Kalten Kriegs. Mit *The Age of the Democratic Revolutions* schrieb R.R. Palmer 1959 die amerikanische Unabhängigkeit in die Tradition der atlantischen – allen voran der französischen – Revolutionen ein. Nicht unähnlich der Whig-Tradition ging es hier um einen teleologischen Weg in eine freiheitlich-demokratische Moderne im Sinne viel beschworener westlicher Werte. Wie es der neuen geopolitischen Dynamik entsprach, erschienen die USA mit ihrer Revolution von 1776 als Vorreiter – und damit auch Vorbild – für die europäischen Nationen. Auch in der besonderen Betonung des Liberalismus als einendes Prinzip schlossen die historischen Darstellungen der späten 1940er und 1950er Jahre an frühere Interpretationsrichtungen an. Dezidiert argumentierte man gegen die progressivistische Schule. Die Ereignisse wurden nicht als soziale Konflikte oder als gesellschaftsverändernde Umwälzungen porträtiert, sondern als ein gemeinsames, „konsensuales“ Streben der kolonial-amerikanischen Mittelklasse aus Kaufleuten und Handwerkern nach Freiheit und Selbstbestimmung. *The Liberal Tradition in America* (1955), das zentrale Werk dieser sogenannten Konsens-Periode (*age of consensus*), stammte von Louis Hartz und damit aus der Feder eines Politikwissenschaftlers. Historiker wie Daniel Boorstin oder Richard Hofstadter argumentierten jedoch ebenfalls, dass es letztlich um die Bestätigung alter englischer Rechte gegangen sei, um den Erhalt und das Fortschreiben von über Jahrhunderte tradierten politischen Idealen. In dieser Auslegung erschien die Revolution tendenziell moderat, begrenzt und letztlich fast konservativ, was vor dem Hintergrund des Ideologien-Konflikts zwischen Ost und West durchaus auch politisch motiviert war – galt es doch, sich vom radikalen marxistischen Revolutionsbegriff strengstens abzugrenzen.

Mit den 1960er und 1970er Jahren entwickelte eine neue Generation von Historikern und Historikerinnen, die ihr Studium in der Regel während der Konsensus-Periode absolviert hatte, den ideengeschichtlichen Ansatz weiter und öffnete sich in ihrer Forschung inhaltlich sowie methodisch neuen Perspektiven und Einflüssen. Zum einen stellten sie die zentrale und dominante Position des Liberalismus infrage und führten andere Denktraditionen an, allen voran den Tugendrepublikanismus, aber auch die schottische Aufklärung oder die Reformation. Zum anderen zollten sie den sozialen, materiellen und kulturellen Umständen, in denen Ideen geformt, formuliert und ausgetauscht wurden, mehr Aufmerksamkeit. Das prominenteste Werk, das die verschiedenen Strömungen zusammenführte und über 30 Jahre hinweg durch zahlreiche Wiederauflagen ging, war Bernhard Baylin's *The Ideological Origins of the American Revolution* (1967). Dieser Interpretationsansatz, von Kritikern etwas despektierlich auch als Neo-Whig titulierte, war Teil einer größeren methodischen Debatte innerhalb der Ideengeschichte. Entgegen der älteren Tradition, die vor allem mit Kanon-Texten und letztlich textimmanent gearbeitet hatte, forderten Historiker wie Quentin Skinner oder J.G.A. Pocock von der sogenannten Cambridge School, die Entwicklung von politischen Ideen historisch kontextgebunden zu verstehen und auch unbekannte Autoren und Autorinnen sowie weniger prominente Publikationsformate zu berücksichtigen. Eine ähnlich verknüpfende Logik verfolgte auch Gordon Wood. In *The Radicalism of the American Revolution* (1992) versuchte er durch eine Analyse der politischen Kultur der Revolutionszeit die Idee von sozialer Gleichheit – allerdings primär unter weißen Männern – stärker in den Fokus zu rücken.

Die Protestbewegungen der *New Left* (Neuen Linken) ab den 1960er Jahren begannen sich in der neuen Sozialgeschichte niederzuschlagen. Befruchtet besonders von der schwarzen und indigenen Bürgerrechtsbewegung sowie von der Frauenbewegung, fragten Historiker und Historikerinnen nach Akteuren und Akteurinnen der Revolution, die in den etablierten Erzählungen bisher marginalisiert worden waren. Diese „Geschichte von unten“ schloss nicht zuletzt an die Arbeiten der Progressivistischen Schule an, sodass sie zuweilen auch als Neo-Progressivistisch bezeichnet wurde. Die ikonoklastische radikal-demokratische Perspektive auf den Gründungsmythos erhielt eine Neuauflage in Howard Zinn's *A People's History of the United States. 1492 – Present* (1980). Forschung zur Revolution, die sich an der Triade Race, Class und Gender orientierte, etablierte sich jedoch nur langsam. Zwar hatte Benjamin Arthur Quarles bereits 1961 mit *The Negro in the American Revolution* eine erste grundlegende Studie vor-

Die 1960er
und 1970er
Jahre

Ideologie-
historischer
Interpreta-
tionsansatz

Geschichte
von unten

Race -
Class -
Gender

gelegt, die jedoch zunächst wenig Folgeforschung generierte. Linda Kerber veröffentlichte 1980 *Women of the Republic: Intellect and Ideology in Revolutionary America*, das die jüngeren Tendenzen in der Ideen- und in der Sozialgeschichte zusammenzubringen suchte. Zehn Jahre später edierte Laurel Thatcher Ulrich in *A Midwife's Tale* das Tagebuch einer Hebamme aus der Revolutionszeit und gab damit einer weiblichen Stimme jenseits der Eliten Raum. Damit lieferte Ulrich gleichzeitig einen wichtigen Beitrag zur damals intensiv geführten Methodendiskussion um die Alltagsgeschichte. Nicht zuletzt wirtschaftliche Fragestellungen erhielten neue Aufmerksamkeit wie zum Beispiel in den Arbeiten von Timothy Breen. Die erste wirkliche Hochphase der neuen Themen kam jedoch erst ab den 1990er Jahren etwa mit Arbeiten von Sylvia Frey oder Woody Holton zu Schwarzen in der Revolution oder Colin Calloways *The American Revolution in Indian Country*.

Jenseits der Chronologien von Ereignissen sowie der Biographien einzelner Akteure und Akteurinnen drehten sich die Debatten in der Forschung zur amerikanischen Unabhängigkeit seit dem 20. Jahrhundert immer wieder um einen ähnlichen Fragenkomplex: Wer oder was war die treibende Kraft? Waren es wirtschaftliche Interessen oder politische Ideen? Ging die Dynamik von der kolonialen Elite oder von der breiteren Bevölkerung aus? Welche Rolle spielten marginalisierte Gruppen, und was bedeutete die Revolution für sie? Die historischen Zugänge zur amerikanischen Unabhängigkeit im 21. Jahrhundert speisen sich größtenteils aus den Traditionen seit den 1960er Jahren, lassen sich aber nicht mehr zwingend einzelnen Schulen zuordnen. Viele der Neuerungen verwiesen auch auf allgemeinere Strömungen in der Geschichtswissenschaft. Die Atlantische Geschichte beispielsweise brachte durch ihr Interesse an wirtschaftlichen und ideologischen Netzwerken den Sklavenhandel mit neuer Vehemenz in den Fokus und hinterfragte damit gleichzeitig die freiheitliche Meistererzählung R. R. Palmers. Zu den Themen, die ab der Jahrtausendwende neu hinzukamen, gehörte neben einer dezidiert globalen, transnationalen Perspektive, auch ein gesteigertes Interesse an der historischen Entwicklung des Erinnerns und Feierns der Revolution. Bereits Ende der 1990er Jahre hatten David Waldstreicher und Alfred F. Young begonnen, die Erinnerungskultur der frühen Republik zu untersuchen, während Pauline Maier in *American Scripture* (1997) sowohl die ideengeschichtliche Genese als auch das identitätsstiftende Nachleben der Unabhängigkeitserklärung nachvollzog.

Das intensiviertere Interesse an vergangenen Erinnerungskulturen hatte auch eine praktische Dimension. Mit der Professionalisierung der „public history“

(öffentliche Geschichte) rückte die Frage ins Zentrum, welches Bild der Revolution jenseits wissenschaftlicher Diskurse in den Museen und Gedenkstätten des Landes, in Film und Fernsehen oder in den Schulen vermittelt würde. Ersten Anstoß erhielten diese Debatten schon in der Vorbereitung des 200-jährigen Jubiläums 1976. Im Schatten von Vietnamkrieg und Ölkrise waren viele skeptisch angesichts allzu opulenter und glorifizierender Pläne. Gleichzeitig begann sich die kulturpolitische Landschaft in den sogenannten „Culture Wars“ zu polarisieren. Mit besonderer Heftigkeit drehten sich diese Auseinandersetzungen um Schulcurricula und Erinnerungskultur. Diese Konflikte sind bis heute spürbar und werden in Kapitel 6 vertieft.

Parallel zu der im akademischen Diskurs verankerten Historiographie floriert in den USA ein vielseitiger Markt für populäre Geschichtsbücher (insbesondere auch zur Amerikanischen Revolution). Einzelne Historiker und Historikerinnen, wie etwa Jill Lepore, werden in beiden Sphären rezipiert, die meisten populärhistorischen Bestseller stammen jedoch von Journalisten und Journalistinnen oder professionellen Sachbuchautoren und -autorinnen. Zu bekannten Vertretern (und sie sind tatsächlich überwiegend männlich) gehören etwa David McCullough oder Ron Chernow. Ihre Recherchen sind zum Teil umfangreich und gewissenhaft, gleichzeitig aber geht es primär darum, eine Geschichte zu erzählen und so bleiben die oft sehr lesbaren Texte meist bei konkreten Beschreibungen und detailreichen Schilderungen. Ihnen fehlt eine kritische Reflektion über Methodik oder das Verständnis für die Bedeutung des weiteren historischen Kontextes, wie etwa die koloniale Gesellschaftsordnung oder die globalen Wechselwirkungen. Besonders Biographien wecken das Interesse der historisch interessierten Leserschaft, was schon im 19. Jahrhundert mit der Kommerzialisierung des Literaturmarktes zu beobachten war. Zum Thema Unabhängigkeit und Staatsgründung sind daher in diesem Marktsegment nach wie vor die so genannten Founding Fathers dominant. Inzwischen geht es nicht mehr so sehr darum, moralisch einwandfreie Halbgötter zu porträtieren, sondern die historischen Figuren als Menschen mit Fehlern und Eigenarten nahbar erscheinen zu lassen. An dem grundsätzlichen Narrativ, dass es sich um eine kleine Gruppe außergewöhnlicher weißer Männer handelte, ohne deren Genius die Staatsgründung nie habe gelingen können, ändert das jedoch wenig. Fast scheint die Argumentation zu sein, ihre Leistung sei letztlich noch größer einzuschätzen, bedenke man, dass Washington, Jefferson und ihre Zeitgenossen ja ‚eigentlich auch nur Menschen‘ waren. Vereinzelt wird das Schema bewusst erweitert, wie etwa in Cokie Roberts *Founding Mothers*

(2004), bleibt aber dennoch die prominente Folie. Viele dieser Bücher werden in anderen Medien weiterverarbeitet und aufbereitet. Auf der Grundlage von McCulloughs John-Adams-Biographie entstand beispielsweise eine Fernsehserie während Chernows Hamilton-Biographie den Stoff für ein Musical bot. In einem Artikel in *Newsweek* prägte der Journalist Evan Thomas im Juli 2001 den Begriff des „Founders Chic“ um dieses spezielle Phänomen zwischen Wissenschaft, Mythos und Populärkultur zu fassen.

Heute finden sich weiterhin viele der Forschungsrichtungen, die sich in den letzten Jahrzehnten entwickelt haben. Ein besonderes Interesse besteht weiterhin in der Untersuchung bisher marginalisierter Gruppen sowie in der Einordnung der Revolution in größere Kontexte, seien sie geographisch, chronologisch oder konzeptuell. Die jüngere Forschung zeichnet sich weniger durch eine grundsätzlich neue inhaltliche Ausrichtung aus, als durch ein intensiviertes Interesse an interdisziplinärem Austausch und umfassenderen Fragestellungen – zum Teil ermöglicht dank Werkzeugen der *digital history*. Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen nutzten aber auch die digitalen Vernetzungen, um ihre Forschungsergebnisse in neuer Weise aufeinander zu beziehen. Emblematisch für diese Entwicklung steht das Konzept *Vast Early America* [das weit ausgehende frühe Amerika], ein heute fester Begriff im Forschungsdiskurs, der bezeichnenderweise als Hashtag begann (#VastEarlyAmerica).

Terminologien

Wenn in den folgenden Kapiteln vor allem männliche Formen verwandt werden, geschieht dies angesichts der historischen Gegebenheiten im 18. Jahrhundert, die Frauen nur sehr begrenzt Raum als politische und militärische Akteurinnen ließen. Sie waren dennoch aktiv am Geschehen beteiligt. Wo dies der Fall war, zum Beispiel bei bestimmten Protestaktionen, wird explizit sprachlich differenziert. Die binäre Begriffsverwendung in diesem Kontext orientiert sich ebenfalls an den Zuschreibungspraktiken der Zeit, wie sie nach augenblicklicher Erkenntnislage nachzuvollziehen sind. Dies trifft keine Aussage über die realen Gender-Identitäten der Handelnden. Die Forschung zur gelebten Erfahrung und Beteiligung von LGBTQIA+ Personen während der Revolution steht noch am Anfang.

Für freie Schwarze und versklavte Menschen in den Kolonien orientiert sich die Terminologie an der im Englischen üblichen Verwendung von ‚Black‘. Der Be-